

# Höhen und Tiefen der Weltmusik, Erfolg des französischen Jazz

## Aktuelle französische Musiktrends

Martina Zimmermann\*

» In der aktuellen französischen Musikszene mischen sich unterschiedlichste Trends, von einem regelrechten Jazz-Boom speziell in Paris, über Kuba, Brasilien bis New York und Afrika. Die neue Visapolitik erschwert allerdings die Auftritte und den Zuzug neuer Künstler aus dem schwarzen Kontinent.

Tausend Menschen versuchten am 19. Dezember vor dem Pariser Olympia, noch in letzter Minute einen Platz für das Konzert von Richard Bona zu ergattern: Vergebens. Der legendäre Musiktempel war seit Wochen ausverkauft. Die jüngste Tournee des Künstlers aus Kamerun, die eineinhalb Monate dauerte und im November 2005 in Russland begann, führte über Korea und Japan auch nach Deutschland und endete kurz vor Weihnachten im Olympia. Mit Paris verbindet Richard Bona eine besondere Geschichte: „Hier brauche ich mich nicht vorstellen“, sagte der Sänger vor dem jubelnden Publikum, das sofort in „Richard“-Rufe ausbrach.

Richard Bona wurde am 28. Oktober 1967 im Dorf Minta im Osten Kameruns geboren. Sein Großvater brachte ihm bereits mit drei Jahren Balafon und Percussion bei, der Junge spielte auf Hochzeiten, in der Kirche, bei Taufen und Beerdigungen. Eine Ausbildung im klassischen Sinn hat Richard Bona, der heute an der New York University unterrichtet, nicht. „Die Musik war unsere Schule“, erinnert sich der Musiker heute.

Als sein Vater den Führerschein machte und Lastwagenfahrer wurde, nahm er seine Familie mit in die Wirtschaftsmetropole Duala. Unter den jungen Musikern der Großstadt waren die tradi-

tionellen Instrumente völlig out, Richard begann, Gitarre zu spielen. Als er eines Tages eine Platte mit dem Bassisten Jaco Pastorius hörte, änderte das sein Leben: Er wollte auch Bass spielen, tat es und gilt heute als einer der besten Bassisten der Welt. Er hat mit Paul Simon gespielt, Harry Belafonte, Chucho Valdes, Randy Brecker, Joe Zawinul und vielen anderen.

Richard Bonas Weg führte 1990 von Duala nach Paris, der Drehscheibe für afrikanische Musik. Fünf Jahre lang spielte er dort mit den Größen des französischen Jazz, aber auch mit Salif Keita und anderen Afrikanern. Doch seine Karriere wollte nicht so recht in Gang kommen. Mit den Stars trat er zwar in großen Hallen auf, aber mit seiner eigenen Musik erreichte er nur ein kleines Publikum und spielte in überschaubaren Jazzclubs wie dem Pariser „Baiser Salé“. Er verdiente gut, aber es nervte ihn auch vieles: „Alles dauerte so lange“, erinnert er sich an seine Pariser Zeit. „Die Franzosen sagen mal ja, mal nein. In den USA sagen die Leute ja oder nein, sie sind direkter: Gefällt Ihnen das? Nein. Gefällt Ihnen jenes? Ja. Machen Sie dieses? Nein. Machen Sie jenes? Ja. Die Leute machen etwas oder machen es nicht. Und ich passe mehr zu dieser Art von Leuten.“

\* Martina Zimmermann, Paris-Info, lebt als freie Journalistin in Paris.

Viele afrikanische Künstler, die in Frankreich leben, spielen mehr im Ausland als in Paris. Die Franzosen meinen sie bereits zu kennen, und im Musikbusiness werden sie nach wie vor oft mit der Herablassung früherer Kolonialherren behandelt. Aber Paris ist immer noch ein Zentrum für Musik aus Afrika. Auch als sich nach der Unabhängigkeit der afrikanischen Länder in den 1960er Jahren eigene Musikszenen entwickelten, blieb Paris das Zentrum. Denn Aufnahmen entstanden in Afrika oft unter schwierigen Bedingungen, und die Musiker schickten ihre Bänder nach Frankreich oder Belgien, um Platten pressen zu lassen. Von dort wurden sie zurück auf den afrikanischen Markt gebracht. Immer mehr afrikanische Schüler und Studenten kamen nach dem Zweiten Weltkrieg nach Paris, und einige von ihnen machten Musik. Wie zum Beispiel Manu Dibango. Sein Song „Soul Makossa“ wurde in den 1970er Jahren ein Welterfolg. Es war der erste Hit eines afrikanischen Musikers in den USA und der erste nicht-englische dazu. Aber erst als Manu Dibango und seine Band im New Yorker Apollo Theater mit The Temptations und im Yankee Stadium mit den Fania All Stars auftraten, merkten die Franzosen, wie gut Dibango war. Ray Lema ist ein weiterer Star der Pariser Szene. Doch bevor er zum „Papst der Weltmusik“ ernannt wurde, kritisierten manche Journalisten, dass sich seine Musik nicht afrikanisch genug anhöre.

Trotz der Kreativität der Pariser Szene üben die USA eine starke Anziehungskraft auf schwarze französische Musiker aus. Richard Bona ging in die USA, als seine Aufenthaltserlaubnis in Frankreich nicht verlängert wurde, mit der Begründung, es seien 1 604 französische Bassisten arbeitslos, da brauche man nicht noch einen Kameruner! Sein erstes Album, „Scenes from my life“, kam 1999 weltweit auf den Markt. Die besten Jazzmusiker spielen darauf Salsa, afrikanische Tanzmusik, Jazz und Funk: Es passt in keine Schublade. Viele Kritiker staunten damals, dass auf dem Album eines Bassisten kein einziges Bass-Solo zu hören ist! Aber so ist er: Richard Bona überrascht gern mit seiner Vielseitigkeit: Denen, die ihn als Jazzmusiker kannten, servierte er

Tanzmusik, wie er sie in Kamerun gespielt hatte. Die, die ihn als Bassisten schätzten, lernten ihn nun als Sänger kennen. Schon auf seinem ersten Album zeichnete Bona seinen musikalischen Weg mit allen Einflüssen nach, allerdings mit einem starken Akzent auf Rhythmen aus seiner Heimat Kamerun. Auf Bonas jüngstem, dem vierten Album mit dem Titel „Tiki“ („Schatz“ in der Kameruner Sprache Duala) mischen sich musikalische Einflüsse aus Kamerun, Paris, New York, Kuba und Brasilien; seine afrikanische Balladen haben Jazz-Elemente, sein Jazz hat Brazillflavour.

In New York gehört Bona seit über 10 Jahren zu den gefragtesten Musikern der internationalen Pop- und Jazz-Szene. Als er 1999 sein erstes Album in Paris vorstellte, war sein Foto plötzlich auch auf den Titelseiten der französischen Musikmagazine. Seither ist er in Frankreich ein Star.

„Wir sind die Könige der Welt“, meint der gefeierte Musiker: „Wir verdienen unser Geld mit dem, was wir am liebsten machen! Wie viele Leute haben so ein Glück?!“

Richard Bona ist ein anekdotenhaftes Beispiel für die französische Politik gegenüber afrika-

nischen Künstlern: Es wird für sie immer schwieriger, Papiere oder Visa zu bekommen. 200 Veranstalter und Produzenten von Weltmusik haben sich in der Organisation „Zone Franche“ zusammengeschlossen. Auf fast der Hälfte der Konzerte in Frankreich, ob auf Festivals oder in Konzertsälen, ist heute Weltmusik zu hören, besagt eine Studie von Zone Franche. Doch neuerdings sind die Veranstalter immer öfter gezwungen, Konzerte zu annullieren. Zone Franche schlägt Alarm, im Namen der Künstler.

Adama Doumbia ist einer der wenigen, dessen Geschichte an die Öffentlichkeit kam: Er war Asylbewerber, als er vom französischen Regisseur Nicolas Klotz als männlicher Hauptdarsteller für den Film „La Blessure“ angeheuert wurde. Doch bei der Premiere des Films wäre der Schauspieler aus der Elfenbeinküste fast nicht dabei gewesen, denn sein Asylantrag war mittlerweile abgewiesen worden. Die Polizei hatte ihn wenige Tage vor der Premiere verhaftet und wollte ihn ausweisen. Das

**„Viele afrikanische Künstler, die hier leben, spielen mehr im Ausland als in Paris.“**

Filmteam protestierte, er wurde freigelassen. Nun wartet Adama Doumbia auf das Berufungsverfahren, aber er hat keine Papiere und kann jederzeit ausgewiesen werden: „Das einzige Dokument, das ich habe, um zu beweisen, wer ich bin, sind die Zeitungartikel mit meinem Namen und meinem Foto“, berichtet der Schauspieler. „Das dient mir gewissermaßen als Ausweis.“

Der Künstler aus der Elfenbeinküste ist einer der wenigen Betroffenen, die sich öffentlich äußern. François Campana, Spezialist für Theater und Musik in Afrika, weiß von 40 Fällen, in denen Musiker oder Theaterleute nicht zur angekündigten Show kommen konnten. Die wenigsten wollen ihren Namen nennen, denn sie fürchten, dann überhaupt kein Visum mehr zu bekommen. „Selbst die Bürgermeister, die gewählten Volksvertreter, die diese Konzerte kaufen oder die Festivals subventionieren, können nicht mehr einschreiten und sagen, wir haben einen Vertrag unterschrieben und wollen, dass diese Person nach Frankreich kommt.“ François Campana klagt: „Es gibt Subventionen, um diese Künstler nach Frankreich zu holen, aber dann wird alles durch die Visapolitik blockiert. Das hat manchmal auch katastrophale wirtschaftliche Folgen für die Veranstalter.“

Das „Festival Escapes“ in Nantes zum Beispiel hat seit 14 Jahren Musiker aus aller Welt im Programm. Im November 2004 wurde der Themenschwerpunkt für den Sommer 2005 festgelegt: Musik aus dem algerischen Oran, der Heimatstadt der Rai-Musik. Im Mai sollten Künstler aus dem Oran zur Komposition eines Werkes nach Nantes kommen, das dann während des Festivals zwei Monate später dem Publikum präsentiert werden sollte. Das Vorhaben musste annulliert werden, weil die Musiker kein Visum bekamen. Die Absurdität wird zur Regel, erklärt Philippe Gouttes, der Direktor der Organisation Zone Franche: „Eines unserer Mitglieder aus Zentralafrika, das einen französischen Pass hat, wurde an der Grenze mit Pygmäen aus Zentralafrika zurückgehalten, weil er als Menschenhändler verdächtigt wurde.“ Der schwarze Franzose wurde angeklagt, illegal mit Arbeitskräften zu handeln, obwohl die Pygmäen eine echte Folkloregruppe waren. „Solche Abenteuer drohen allen

Truppen an den Grenzen“, erklärt Philippe Gouttes.

Manchmal bekommen nicht alle Mitglieder einer Band ein Visum, denn jeder Fall wird einzeln behandelt. Künstlern mit Visum ist es passiert, dass sie an der Grenze abgewiesen wurden. Sie können 72 Stunden lang in Verwahrung genommen werden, und manchmal ist die Show dann vorbei. Und doch brauchen gerade Musiker aus Afrika die Auftritte in Europa, denn zu Hause können sie oft von ihrer Kunst nicht leben. Stars wie der Senegalese Youssou N'Dour verdienen in der ganzen Welt viel Geld und investieren es in ihrer Heimat in Studios und Produktionsfirmen. Allerdings gab es auch den Fall von Papa Wemba, der Landsleute aus Kongo gegen Geld als vermeintliche Musiker seiner Band nach Europa brachte. François Campana meint: „Das ist ein Problem von Papa Wemba, aber je mehr Barrieren man setzt, um so mehr Missbrauch wird es geben.“

Um Risiken und Kosten zu verringern, behelfen sich manche Veranstalter damit, in Frankreich lebende Künstler zu beschäftigen. So hatte das „Festival Africolor“, das jedes Jahr vor Weihnachten in den Pariser Vororten stattfindet, bei der letzten Ausgabe erstmals so genannte „Parasitage“-Konzerte im Programm: Auf diesen Konzerten wurden in Frankreich lebende Künstler, die eine Mischkultur haben, vorgestellt. Statt Künstler direkt aus Afrika zu holen, wird diesen Musikern eine Chance gegeben.

## Mischkultur in Marseille, Jazzboom in Paris

Auch in Marseille verhindern ausländische oder aus der Migration stammende KünstlerInnen, dass die Szene austrocknet. In der Mittelmeerstadt mischen sich ferne und nahe Einflüsse auf erstaunliche Weise zu einer vielseitigen, typisch Marseiller Szene. Selbst die modernen Mischungen zwischen Elektrojungle und Hiphop sind in Marseille mit Mittelmeergesängen gespickt. „Wacha Clan“ heißt die Speerspitze dieser jungen Szene. Sängerin Karine, Künstlernamen Sista K: „Marseille ist eine super Quelle für die Inspira-

tion, Marseille ist die Pforte zu Afrika.“ Wer mit offenen Ohren in der Stadt spazierengehe, höre die ägyptische Diva Oum Kalsoum, dann traditionelle Gesänge aus Senegal: „Das ist hier Alltag.“

Seit „I am“ mit Rap aus Marseille internationale Karriere gemacht haben, ist die Stadt kein weißer Fleck mehr auf der modernen Musikkarte. Doch Marseille liegt am Mittelmeer, und das liegt vielen jungen Bands näher als Amerika: „Rasseгна“ heißt ein Kollektiv mit Sängerinnen und Sängern aus dem Mittelmeerraum, die alle in Marseille leben. Sie machen traditionelle Musik, singen zum Beispiel in ihrer jeweiligen Sprache ein Lied aus dem spanischen Bürgerkrieg, das vom Flamenco in algerische Rhythmen übergeht. Bruno Allary spielt Gitarre und ist künstlerischer Leiter des Kollektivs: „Wir sind repräsentativ für das, was in Marseille passiert, nicht nur in der Musik, sondern auch in der Lebensart.“ Denn in der traditionellen Einwandererstadt Marseille leben Menschen aus aller Welt zusammen: „Wenn man sich hier auf einer Cafétterasse trifft, dann ist da ein Armenier, jemand, der vor Jahren aus Italien kam, ein Algerier und viele andere Leute, die seit jeher zusammenleben. Rasseгна bedeutet, dieses auf eine Bühne zu bringen mit Musik.“ Die Marseiller Bands sind auf der Musikmesse Babelmed Music zu sehen, die seit letztem Jahr jedes Frühjahr in der Stadt stattfindet.

Auch in der französischen Hauptstadt „boomt“ der Jazz wieder: „Paris Hauptstadt des Jazz“ titelte der „Nouvel Observateur“ in einem Sonderheft, „Libération“ brachte eine Sondernummer zur Geschichte des Jazz heraus. Die Pariser Jazz-Szene befindet sich heute im Herzen von Paris, im Hallenviertel. Die Rue des Lombards gilt als „Straße des Jazz“. Bereits am frühen Abend sitzen Menschen jeden Alters und aller Hautfarben, locker oder schick gekleidet auf den Terrassen, schlürfen ihren Aperitif und hören Jazz.

Jede Art von Jazz: „Baiser salé“, der salzige Kuss, heißt eine der Institutionen des Jazz in Paris. Maria Rodriguez ist die Chefin: „Der Name ‘Baiser salé’ verspricht bereits eine Mischung, denn Küsse sind normalerweise süß, und wir nehmen etwas Sanftes wie den Kuss und geben ein bisschen Salz hinzu, das bedeutet Fusion und Mischung.“ Die Besonderheit des „Baiser salé“ ist

also die Mischung. Hier trafen und treffen sich Musiker aus aller Welt zur Jam-Session. Berühmtheiten wie Richard Bona, aber auch Angélique Kidjo erklärt Maria Rodriguez zu „ihrer“ Entdeckung: „Als ich Angélique zum ersten mal zur Audition bat, sang sie zuerst ein Lied von Sade. Ich sagte, hast du keine Eigenkompositionen? Sie sagte, doch, aber ich traute mich nicht, die zu singen. Ich sagte, mir sind eigene Kreationen lieber. Sie sang, und ich holte Leute aus den Bars nebenan: Denn sie sang für mich allein, und ich schämte mich fast, ganz allein vor einem so unglaublichen Talent zu stehen.“

In der Rue des Lombards sind mehrere Clubs („Sunside“, „Sunset“, „Duc des Lombards“), die alle als Institutionen gelten. Sie leben in guter Nachbarschaft, erklärt Maria, Konkurrenz belebt das Geschäft: „Wären wir in den 1980er Jahren ganz allein gewesen, wären wir schon lange gestorben. Wir haben durchgehalten, weil wir zu dritt waren.“

## Kultclub „New Morning“, Jazzradio TSF

In der Krise der 1980er Jahren mussten viele Bars schließen. Es gab keinen der legendären Clubs mehr, nur kleine Clubs wie das „Baiser Salé“ hielten durch. Das „New Morning“ machte dieser Wüste ein Ende: Der Pariser Kultclub feiert dieses Jahr sein 25-jähriges Bestehen. Art Blakey eröffnete das „New Morning“ 1981 mit dem damals jungen Trompeter Wynton Marsalis und dem legendären Bassisten Ray Brown. Damals waren alle Pariser Clubs winzig klein. Nur die ehemalige Druckerei in der Rue des Petites-Écuries zwischen indischen Restaurants und türkischen Bistros fasste bis zu 500 Zuschauer. Das „New Morning“ machte sich schnell einen Namen: Nicht nur wegen der amerikanischen Stars, die hier auftraten, sondern auch wegen der Qualität der unbekannteren Künstler, ob aus Brasilien, Kuba, Afrika – das einzige Kriterium ist Qualität. Auch Manu Dibango gehörte von Anfang an zum Hause: „Das ist einer der wenigen Säle in Frankreich und vor allem in Paris, wo man hingehet und manchmal nicht kennt, was auf dem Programm

steht. Man hat Vertrauen.“ Heute gilt das „New Morning“ als einer der berühmtesten Jazzclubs der Welt.

Eglal Farhi, die über 80-jährige Chefin des Clubs, bedauert nur eines: Miles Davis hat nie in ihrem Jazzclub gespielt. Der Trompeter hat zwar einige Filmszenen im „New“ gedreht – die bunte Kulisse stammt noch von diesem Dreh – er hat auch das Goldene Buch signiert, und sein Foto hängt in der Musikerloge. Miles ist aber eine der wenigen Jazz-Legenden, die nicht in dem Pariser Club aufgetreten sind. Eglal Farhi, eine gebürtige Ägypterin, wurde eher durch Zufall zur Chefin. Die ehemalige Journalistin übernahm den Club zunächst von ihrem Schwiegersohn, bevor sie alleine das Ruder in die Hand nahm – mit lauter Frauen. „Das ist ein gastfreundliches Haus, in der Hand von Frauen“, sagt der Chefredakteur des Pariser Stadtsenders Radio Nova, Rémy Kolpa-Kopoul, einer der Stammgäste: „Es gehört Frauen, Frauen machen das Programm, Frauen machen die Ton-technik. Und wo Frauen sind, gehe ich hin.“ Die Kulturzeitschrift „Télérama“ schrieb einmal: „Wenn Sie sich Angst machen wollen, stellen Sie sich eine Sekunde vor, das ‘New Morning’ würde nicht mehr existieren.“

Heute hat der Pariser die Qual der Wahl, will er Jazz hören: Jedes Wochenende finden an 35 verschiedenen Spielorten Jazz-Konzerte statt, manche umsonst, andere mit einem happigen Eintritt und teuren Getränkepreisen. Jazzgrößen spielen im Sommer „umsonst und draußen“ im Parc Floral, ein großes Jazzfestival findet im September im Villettes-Park statt – neben hunderten von Jazzfestivals in ganz Frankreich.

Und nicht nur das Publikum hat sich verjüngt: Es gibt auch eine neue Generation von Musikern. Die müssen allerdings schwer kämpfen, um sich auf dieser lebendigen Szene durchzusetzen. In vielen Kneipen finden neuerdings Jazzkonzerte statt, bei denen die Musiker mit dem Hut herumgehen, um einen Lohn einzusammeln. „Les Lucioles“ ist eine dieser Kneipen im Pariser Viertel Ménilmontant. Jeden Sonntag um 18 Uhr findet hier ein Konzert statt. Saxophonist Florent Hubert vom Nagual Orchestra erklärt: „Die Konkurrenz ist groß, und die Bedingungen sind oft nicht sehr

gut. Es gibt viele Kneipen und Cafés, aber es ist nicht immer leicht, in diesen Bars Jazz zu spielen.“

Dennoch kommen viele junge Musiker aus der Provinz nach Paris, so zum Beispiel Schlagzeuger Antonin Gerbel aus der Normandie: „Hier gibt es viele Orte, wo man spielen kann, selbst wenn man dabei nicht viel verdient.“ Seine Kollegen kommen auch wegen der vielen Musiker aus ganz Europa und Amerika, denen man in Paris begegnen kann.

Neben zahlreichen Clubs widmen sich auch drei Radiosender dem Jazz, einer davon ausschließlich: TSF sendet seit sechs Jahren rund um die Uhr Jazz. Eine Mischung aus 100 Jahren Jazzgeschichte mit Stücken, die zwischen 1920 und 30 aufgenommen wurden, vermischt mit Werken aus den 1960er Jahren und brandneuen Kompositionen. Wichtig ist nur, dass die Hörer dabei bleiben. „Alle Viertelstunde läuft ‘La vie en rose’ von Louis Armstrong oder ‘What a wonderful life’ oder ‘My baby just cares’ for me,“ erklärt Chefredakteur Sebastien Vidal.

„Wir nutzen die großen Hits des Jazz, um die Leute dazu zu bringen, eine Musik zu hören, die sie nicht kennen, die sie aber mögen, wenn sie sie kennenlernen.“ Ohne jede Marktanalyse gingen die Radiomacher davon aus, daß diese Musik eine authentische Alternative sei zu allem Seichten, was Radio und Fernsehen sonst so servieren.

Der Sender hat in Paris 180 000 Hörer. Die junge Generation habe endlich diese Musik entdeckt, freut sich Sebastien Vidal. Und die 68er-Generation habe ihren Ödipuskomplex überwunden, meint der Chef, der Mitte 30 ist: „Ich glaube, das die Leute, die 1968 20 Jahre alt waren, den Jazz nicht mochten, weil es Papas Musik war.“ Mit zunehmendem Alter haben sie diese Abneigung vergessen, und die neue Generation der 20–40-Jährigen sei neugierig auf jede Art von Musik. Für Sebastien Vidal haben auch die DJs der elektronischen Musik dem Jazz-Revival den Weg bereitet: „Es kam plötzlich in Mode, Vinylplatten zu haben und Aufnahmen zu finden, die sonst keiner hat.“ Der Jazz seidaher bestens geeignet: „Er ist 100 Jahre alt und unerforscht. Das ist die letzte

## „Paris – Hauptstadt des Jazz“ titelte der *Nouvel Observateur*.

Bastion, die von den DJs noch nicht gesampelt wurde und damit noch mysteriös ist.“

Im Sommer sendet TSF live vom Jazzfestival in Juan-les-Pins an der Côte d'Azur. Doch auf immer mehr Jazzfestivals wird das Programm auf Weltmusik und andere Musikrichtungen erweitert, denn die großen Stars des Jazz, die Tausende von Menschen anziehen, sind leider verstorben. Das größte Jazzfestival der Welt wird übrigens im französischsprachigen Kanada veranstaltet: Das Internationale Jazzfestival von Montréal.

## „Eine Liebesgeschichte zwischen Europa und Amerika“

Für Pat Metheny ist es das „beste Jazzfestival der Welt“. „Who's not here?“ fragte Bobby McFerrin, der auf dem 26. Internationalen Jazzfestival in Montréal im letzten Jahr vor ausverkauftem Hause auftrat. „Ein Festival mit 500 Konzerten ist fast eine Anthologie“, erklärt der für das Programm zuständige Festivaldirektor André Ménard. „Wir haben alles, was im Jazz gerade läuft und gute Musik macht.“ Sicher ist: Die Veranstaltung ist im Guinness-Buch der Rekorde als das größte Jazzfestival der Welt verzeichnet. 500 Konzerte, über 2 000 Musiker aus 20 Ländern, zwei Millionen Besucher. Drei Viertel der Shows finden „umsonst und draußen“ statt, von Mittag bis Mitternacht.

Stellen Sie sich vor, Berlin wäre zehn Tage lang zwischen Brandenburger Tor und Alexanderplatz gesperrt, und überall fänden Konzerte statt! In Montréal ist das gesamte Stadtzentrum Festivalgelände. Der Programm katalog hat 152 Seiten, die Saxophonisten der Marseiller Band „Accoules Sax“ wandern spielend durch die Straßen, während im Konzertsaal Al Jarreau zusammen mit Roberta Flack auftritt oder die kubanische Diva Omara Portuando vom „Buena Vista Social Club“ die Boleros ihrer jüngsten CD „Flor de amor“ singt, begleitet von den 16 Streichern des Kammerorchesters „I Musici de Montréal“. Zu den Spezialitäten des Festivals gehören Kreationen und Begeg-

nungen verschiedener musikalischer Stile. Montréal gilt als Stadt zwischen Europa und Amerika: Die Architektur ist amerikanisch, die Mentalität europäisch, in der Stadt leben zur Hälfte englischsprachige Kanadier, zur anderen Hälfte französischsprachige, hinzu kommen ausländische Communities aus der ganzen Welt, von Haiti über Italien bis China. „Jazz gehört zu einer recht neutralen Kultur“, erklärt Direktor André Ménard den Erfolg des Festivals. „Früher gab es kein Ereignis, das alle zusammenbrachte. Anglophone und Francophone lebten getrennt in ihren 'beiden Einsamkeiten', wie man das früher nannte.“ Jazz verbindet mehr Leute als etwa das französische Chanson, das mit den „Francofolies“ ebenfalls ein großes Festival in Montréal hat. In Montréal wird Jazz zur Liebesgeschichte zwischen Europa und Amerika, zumal André Ménard die Entwicklung des Genres derzeit mehr in Europa ausmacht: „Man erwartete viel von der Fusion des Jazz mit Hip-hop, Miles Davis hatte als Testament was mit Musikern des Hip-hop gemacht, aber für mich ist dabei nicht viel herausgekommen“, analysiert der Kenner. „Aus Europa kommt eine Erneuerung mit Franzosen wie Truffaz, Trontignon, Pilc. Die Amerikaner sind doch mehr in einer bestimmten Sicht gefangen. Die Europäer nehmen sich mehr Freiheit.“ Das Argument von Wynton Marsalis, wonach die europäische Musik nicht swingt, lässt André Ménard nicht gelten: „Die Europäer swingen vielleicht nicht so gut wie die Leute aus New Orleans, aber sie können auch swingen.“

Trotz der Bandbreite des Programms (Weltmusik mit Khaled, Rockpop mit Mark Knopfler) sind Jazzfans in Montréal am richtigen Ort. Anders als viele so genannte Jazzfestivals in Europa bringt das Internationale Jazzfestival von Montréal zu 80 Prozent Jazz. Das macht die Sache zu dem weltweiten Ereignis, das man sich in Europa zum Vorbild nehmen sollte. – In Frankreich gibt es derzeit immerhin 300 Jazzfestivals im Jahr und allein in Paris drei Jazzradios und zahlreiche Clubs, in denen der Jazz eine Renaissance erlebt.